

Citation style

Löhr, Isabella: review of: Christine von Oertzen, Strategie Verständigung. Zur transnationalen Vernetzung von Akademikerinnen 1917-1955, Göttingen: Wallstein, 2012, in: Neue Politische Literatur, 58 (2013), 2, p. 297-299, DOI: 10.15463/rec.1189737832, downloaded from recensio.net

First published:

<http://www.ingentaconnect.com/content/plg/npl/2013/000020...>

neue politische literatur

Berichte aus Geschichts- und Politikwissenschaft

copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

prägten bi-nationalem Egoismus in den Beziehungen sprechen.

Will man sich den deutsch-türkischen Beziehungen der Zeit nähern, so sollte man sich von dem Desinteresse des offiziellen Deutschland nicht beirren lassen. Zum einen gilt es natürlich zu fragen, warum das offizielle Deutschland auf diesem Desinteresse so beharrte. Zum anderen aber gilt es Fühler in Richtung Gesellschaft und Öffentlichkeit auszustrecken, um so zu erkunden, welche Rolle die Türkei hier gespielt haben könnte. Wir haben es immerhin mit einer Massengesellschaft zu tun, die auch über eine sehr ausgeprägte und ausdifferenzierte massenmediale Landschaft verfügte. Doch Mangold-Will beschränkt sich leider auf den „Bund der Asienkämpfer“ und dessen Publikationen plus ein paar Memoiren sowie die offiziellen Akten. Wenn sie sich über diesen Quellenfundus hinaus in die Gesellschaft wagt, dann tut sie dies seltsamerweise vor allem mit ihrer Analyse des „Kickers“. Die deutschen überregionalen Zeitungen und deren Türkei bild sucht man fast vergeblich in diesem Buch; die österreichische „Wiener Freie Presse“ taucht öfters auf als irgendeine vergleichbare Weimarer Zeitung. Doch gerade durch eine solche Analyse hätte die Autorin die verschiedenen spektakulären Fundstücke, die sie oft nur am Rande erwähnt, einrahmen, kontextualisieren und besser verstehen können. Mangold-Will kann leider nicht so recht überzeugen, warum der „Bund der Asienkämpfer“ so dermaßen wichtig gewesen sein soll, dass der größte Teil des Buches um ihn herum strukturiert ist. Die Asienkämpfer waren gänzlich unwichtig im öffentlichen Türkei bild der Nachkriegsjahre; die Massenmedien hingegen waren fasziniert vom türkischen Unabhängigkeitskrieg und Mustafa Kemal (Atatürk) und propagierten eine radikales „Lernen von der Türkei“ (vgl. hierzu Stefan Ihrig „Atatürk in the Nazi Imagination“, im Erscheinen). Ein Blick in die Zeitungen der frühen Weimarer Republik hätten einige ihrer Grundannahmen revidiert und korrigiert.

Dennoch ist Mangold-Will's Beitrag zu würdigen. Ihre akribische Arbeit bringt die Forschung zu den deutsch-türkischen Beziehungen sicherlich weiter. Sie arbeitet verschiedene Teilaspekte detailliert heraus, so zum Beispiel die Diskussionen um den Armenier-Genozid in den ersten Jahren der Weimarer Republik, die Aufnahme erster Kontakte der beiden Nachkriegsstaaten und vor allem widerlegt sie die gängige Erzählung von den Nichtbeziehungen in dieser Zeit. Besonders interessant ist auch ihr dauer-

hafter Blick auf die Gegenseitigkeit und so vor allem auch die türkischen Entwicklungen, Politik und Strategien in diesen Jahren. Leider, und auch dies mag der begrenzten Quellenauswahl geschuldet sein, fassen ihre Schlussfolgerungen zu kurz: Der Armenier-Genozid wurde in der Tat breit diskutiert in der frühen Weimarer Republik; von einem Verdrängen, wie bei Mangold-Will behauptet, kann keine Rede sein; es gab auch keinen „Verzicht“ sich mit dem kemalistischen System auf deutscher Seite auseinanderzusetzen, sondern einen obsessiven Türkei- und Türkenhype in den ersten Jahren der Weimarer Republik. Ferner ist das Buch von Mangold-Will leider etwas sperrig geworden; zu detailverliebt manövriert die Autorin hier die Wasser der nur gut 15-jährigen Geschichte. Nicht nur der Umfang des Buches – circa 500 kleinbedruckte Seiten; das Verhältnis von Forschungsergebnissen und Textumfang überzeugt nicht – auch die Verwissenschaftlichung der Sprache werden wahrscheinlich einige Leser abschrecken. Unter anderem das Beharren auf die imaginierten Französischkenntnisse der Leser, also das Nichtübersetzen of längerer französischer Zitate, schließt dann wohl letztendlich doch einen Teil des interessierten nicht-akademischen Publikums aus.

Jerusalem

Stefan Ihrig

Akademikerinnen transnational

Oertzen, *Christine von*: Strategie Verständigung. Zur transnationalen Vernetzung von Akademikerinnen 1917–1955, 528 S., Wallstein, Göttingen 2012.

In Zeiten von Gleichstellungsagenden und kontroversen Diskussionen über Sinn und Zweck von Quotenregelungen erscheint die berufliche Emanzipation von Frauen als Sujet, das erst in den letzten Jahrzehnten ein gesamtgesellschaftliches Problem geworden zu sein scheint. Nach der Lektüre des Buches von Christine von Oertzen denkt man darüber anders. In der Monographie zeichnet von Oertzen anhand der International Federation of University Women (IFUW) die Gründung und Entwicklung eines internationalen Netzwerkes von Akademikerinnen nach, das im Ersten Weltkrieg als bildungspolitischer Beitrag zur Politik der Entente entstand und sich danach zu einem Berufsverband entwickelte, dem es ab den 1920er Jahren gelang,

sich als „übergreifende akademische Standesorganisation mit gesellschaftlichem Führungsanspruch“ (S. 391) zu etablieren.

Der intellektuelle Mehrwert dieser Studie liegt zum einen in der transnationalen Perspektive. Diese erlaubt es, die Geschichte der akademischen Professionalisierung von Frauen aus dem Kontext einzelner Universitäten, Disziplinen oder Fachgruppen herauszulösen. Es gelingt der Autorin, ihr Sujet in übergeordnete historische Entwicklungslinien einzubetten, indem sie es mit der Geschichte der internationalen Frauenbewegung und der Geschichte des Internationalismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verknüpft. Auf diese Weise integriert sie biographische Studien in die Geschichte der politischen Krisen und Konflikte zwischen Erstem Weltkrieg und der Hochphase des Kalten Kriegs und korrigiert so das geläufige Bild einer männlich dominierten internationalen Wissenschaftslandschaft.

Der zweite Mehrwert der Studie liegt im Untersuchungszeitraum, der mit 1917 bis 1955 die politischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts abdeckt. Von Oertzen zeigt, wie sich mit der IFUW ein akademisches Netzwerk etablierte, das durch seine transnationalen Bezüge die Frauenbewegung auf nationaler Ebene beförderte, durch internationale Stipendienprogramme Akademikerinnen die Tür in die professionelle Wissenschaft öffnete und das eng verknüpft war mit internationalistischen Bewegungen, wie sie ab 1919 im Rahmen des Völkerbunds sprossen. Die praktische und symbolische Bedeutung dieser internationalen Verknüpfungen wird besonders ab den 1930er Jahren deutlich, als in der erst gleichgeschalteten und dann aufgelösten deutschen Sektion die Vernetzungsstrukturen der IFUW fortgeführt wurden und die IFUW sich selbst als internationales Fluchthilfenetzwerk zu betätigen begann. Auch die verhältnismäßig schnelle Wiederknüpfung nach 1945 ging auf stabile persönliche und institutionelle Kontakte zurück, die bereits in den 1920er Jahren entstanden waren. Bemerkenswert ist hier die Feststellung der Autorin, dass die internationalistische Ausrichtung der IFUW ab den 1950er Jahren in die Mühlen des Kalten Kriegs geriet, aber zu gleichen Teilen auch einem Generationswechsel geschuldet war: Während der Erste Weltkrieg die professionelle Emanzipation der Akademikerinnen eher beförderte, zeigt von Oertzen, dass der Zweite Weltkrieg einen Bruch bedeutete, der in der Modernisierung der westlichen Hochschullandschaften eine ganze Generation gut

ausgebildeter und in hohen Funktionen etablierter Wissenschaftlerinnen ohne Nachfolge blieben ließ.

Die Autorin hat mit diesem Buch weitestgehend Neuland erschlossen, da die Forschung akademische Netzwerke bisher nur marginal unter geschlechtsspezifischen Merkmalen untersucht hat. Beeindruckend ist die breite Quellenbasis, auf der das Buch beruht. Von Oertzen hat die Archive der IFUW, der nationalen Sektionen in Deutschland, den USA und Großbritannien sowie Nachlässe wichtiger Figuren in diesem Netzwerk analysiert. Die enorme Dichte und der Reichtum an einprägsamen Details sind ein Grund für die Eingängigkeit der Argumentation. Allerdings birgt die Verführung, den Leser am Gefundenen teilhaben zu lassen, die Gefahr, dass die Profilierung der teilweise sehr aufschlussreichen Ergebnisse als solche zugunsten der vielen Geschichten in den Hintergrund gerät. Das geschieht zum Beispiel im Kapitel über die Fluchthilfe der IFUW in den 1930er und frühen 1940er Jahren. Dank der Materialdichte kann die Autorin ein präzises soziales und wissenschaftliches Profil der ungefähr 500 Akademikerinnen zeichnen, die die Flucht ins zumeist angloamerikanische Ausland antraten und sich dort neu etablierten. Dabei kommen erstaunliche Ergebnisse zu Tage, bei denen von Oertzen zurecht behauptet, dass damit „zentrale Thesen der Emigrationsforschung in Bezug auf Frauen, Bildung, Geschlecht und Alter neu“ (S. 287) diskutiert werden müssen. Am Ende des Kapitels stellt man sogar fest, dass die Autorin bisherige Annahmen auf den Kopf stellt und die Forschung als aufgeladen mit geschlechtsspezifischen Stereotypen entlarven kann, die empirisch nicht haltbar sind. Denn den geflohenen Akademikerinnen fiel die erzwungene Emigration sowie die körperliche Arbeit als Hausangestellte, die viele in den ersten Monaten aufnehmen mussten, nicht leichter als männlichen Kollegen, wie oft behauptet wird. Vor allem aber zeigt sich, dass Akademikerinnen ihre akademische Karriere erstaunlich häufig wieder aufnehmen konnten, weil Sprachkenntnisse in der Regel besser waren als die der männlichen Kollegen, ein besseres Gespür für die neuen sozialen und kulturellen Werte vorhanden war, institutionelle und persönliche Netzwerke funktionierten und die geteilte Erfahrung seit den 1920er Jahren, sich als Frauen in einem männlich dominierten System behaupten zu müssen, eine „sehr entschiedene und krisenerprobte Berufsidealität“ (S. 332) hervorgebracht hatte.

Von Oertzen ist eine spannende und le-senswerte Studie gelungen, der eine breite Le-serschaft zu wünschen ist. Besonders hilfreich ist der biographische Anhang, der die vielen im Text erwähnten Akademikerinnen systematisch auflistet, Hintergrundinformationen sowie weiterführende Literaturhinweise liefert. Dass die Autorin diese Informationen in eine allgemein zugängliche Datenbank mit den Namen von über 240 Akademikerinnen überführt hat (University Women's International Networks Data-base, URL: <http://uwind.mpiwg-berlin.mpg.de/uwind/>), ist nicht nur eine wunderbare Hilfe-stellung für alle am Thema Interessierten, son-derm stimuliert hoffentlich auch weitere For-schungen auf diesem Gebiet.

Basel

Isabella Löhr

Weibliches Engagement in der US-Politik

Nickerson, Michelle: Mothers of Conservatism. Women and the Postwar Right, 231 S., Princeton UP, Princeton, NJ 2012.

Mit „Mothers of Conservatism“ legt Michelle Nickerson, Professorin für Geschichte an der Loyola Universität in Chicago, eine Untersu-chung konservativer Milieus im Kalifornien der Nachkriegszeit vor. Sie untersucht, welche Ak-teure und Faktoren eine Wiederbelebung der konservativen Bewegung möglich machten, die mit der Präsidentschaftskandidatur Barry Gold-waters im Jahr 1964 ins nationale Bewusstsein rückte und mit dem Wahlsieg von Ronald Rea-gan im Jahr 1980 einen Paradigmenwechsel in der Politik vollzog. Die Autorin zeigt sich dabei inspiriert von den Arbeiten der letzten Jahre, wie zum Beispiel Lisa McGuirr's „Suburban War-riors“ (2002), die den Grundstein für die Er-forschung des Neo-Konservatismus legten. Nickersons Studie zeichnet aus, dass sie Kul-tur- und Politikgeschichte auf sehr produktive Weise miteinander verbindet. Während es ihr in der *long durée* um die fundamentalen Verschie-bungen in der politischen Landschaft der ameri-kanischen Nachkriegszeit geht, verfolgt sie zu-gleich einen geschlechterhistorischen Ansatz. Mit Blick auf das kalifornische Orange County untersucht sie die politischen Aktivitäten kon-servativer Frauen, ohne die, so ihre These, der Neo-Konservatismus kaum die Durchschlags-kraft hätte erzielen können, die ihm bis heute

beizumessen ist. Frauen, so argumentiert die Historikerin, waren das politische Fußvolk, das für eine konservative politische Agenda warb (*family values*, Religion, Antikommunismus, *small government*) und diese auch erfolgreich durch-setzte. Damit pflegten sie den ideologischen Nährboden und schufen die Organisationsstruk-turen an den *grassroots*, die sich als unverzicht-bar für die konservative Bewegung erweisen sollten.

Mit ihrer Darstellung beschreitet Nickerson zum einen inhaltlich Neuland. Zum anderen entwickelt sie einen konzeptionellen Zugriff weiter, mit dem sich das Engagement politi-scher Akteurinnen fassen lässt, die sich selbst nicht als politisch aktiv wahrnahmen, sondern sich mit einem auf Häuslichkeit ausgerichteten Frauenideal identifizierten. Um diesen vermeint-lichen Widerspruch zwischen weiblichen Hand-lungen und Selbstzuschreibungen fassen zu kön-nen, greift die Autorin Annelise Orlecks Konzept des *housewife activism* auf. Dieses bezeichnet weibliches Engagement, das sich aus dem Ge-fühl der Verantwortung für Familie und Gemein-wesen motivierte. Nickerson macht das Konzept für die Nachkriegszeit anwendbar und zeigt, wie sich vornehmlich weiße, der Mittelklasse ent-stammende Frauen als Mütter und Hausfrauen in den politischen Prozess einbrachten – jen-seits ihrer Rolle als Wählerinnen. Damit reflek-tiert die Studie neben Gender auch ethnische Zuschreibungen und Klassenzugehörigkeit.

Auf die Einleitung folgen sechs Kapitel, in denen das Buch seine Argumentation entfaltet. Kapitel eins bietet einen historischen Rückblick auf die Jahrzehnte vor dem Zweiten Weltkrieg, den die Autorin nutzt, um Kontinuitätslinien nachzuzeichnen. Sie blickt vor allem auf patrioti-sche Frauenorganisationen, die während des Ersten Weltkrieges entstanden, sowie den Wi-derstand konservativer Frauen gegen die New Deal Politik der 1930er Jahre. Diese Formen weiblichen Engagements, so Nickerson, inspi-rierten den Aktivismus konservativer Frauen in der Nachkriegszeit, nicht zuletzt, weil sie ideolo-gischen Überzeugungen Ausdruck verliehen, die während des Kalten Krieges zentral blieben und sich um Familie, Loyalität, Antikommunismus und staatlichen Dirigismus drehten. Den *house-wife populism* der 1930er Jahre, das Aufbe-gehren konservativer Frauen aus dem Arbeiter-milieu gegen staatliche Regulierungspolitik, deutet sie als unmittelbaren Vorläufer des *house-wife activism* während des Kalten Krieges.

Kapitel zwei und drei richten den Blick auf Südkalifornien. In ersterem zeichnet Nickerson